

# Weihnachtsgruß

Liebe Freunde des Hauses Königstein in Ockstadt!

Mit dem Jahr 2022 geht ein mehr als denkwürdiges Jahr zu Ende. Zum Glück haben dieses Jahr die einschränkenden Maßnahmen, die der Eindämmung eines Virus dienen sollten, und unser gesellschaftliches Zusammenleben in gemeinschaftsstiftenden Begegnungen in Familie, öffentlichen Veranstaltungen und sogar das gottesdienstliche Geschehen stark getroffen hatten, weitgehend ein Ende gefunden. So konnte auch erfreulicherweise die schon länger geplante Wienfahrt stattfinden, die für alle Beteiligten als Lichtblick dieses Jahres in Erinnerung bleiben wird.

Andererseits hat das Kriegsgeschehen in der Ukraine uns allzu deutlich vor Augen geführt, dass Krieg, und die damit einhergehenden von vielen unseren Lesern als schmerzlich erlebte Schicksalsschläge wie Tod, Zerstörung, Flucht und Vertreibung, nicht endgültig der Vergangenheit angehören, sondern schreckliche Begleiterscheinungen einer Verführung zum Bösen sind, der die Menschen aufgrund ihrer menschlichen Gebrochenheit immer wieder ausgeliefert sind. Zudem droht Energieknappheit und die Inflation beginnt sich schon in so manchem Portemonnaie schmerzlich bemerkbar zu machen.

Als Priester und Vorsitzender des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien darf ich Ihnen deshalb trotz aller Widrigkeiten und Ungewissheiten, die uns auch in das kommende Jahr begleiten werden, meine herzlichsten Segenswünsche aussprechen. Für das Neue Jahr wünsche ich allen Lesern der Mitteilungen des Hauses Königstein, dass uns Gottes Engel die rechten Wege zeigen und dass Gott uns in allen Nöten in seine Arme schließen möge. Ich wünsche uns allen, dass wir bewahrt bleiben mögen vor aller Heimtücke, dass wir die Kraft erhalten, aufzustehen, wenn wir gefallen sind, dass wir getröstet werden, wenn wir trauern müssen und schließlich, dass Gott den Verantwortlichen in Politik und im öffentlichen Leben unseres Landes die nötige Weisheit schenke, uns durch diese Krise zu führen.

Ein Weihnachtslied aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, das in seiner Melodieführung sehr an böhmische Hirtenweisen erinnert, möge uns mit seinen trostvollen Aussagen in das Neue Jahr begleiten.



Ihr Hirten erwacht vom Schlummer der Nacht!  
Nach Trübsal und Leiden  
verkündet euch Freuden  
der Engel, der Botschaft vom Himmel gebracht.

Der Himmlische spricht: „O fürchtet euch nicht!  
Ich künde euch Freude:  
Erschienen ist heute  
Im finsternen Tale das göttliche Licht.

O eilet geschwind! Ihr findet das Kind,  
ihr findet das Leben.  
Es ist euch gegeben  
der Heiland, der allen den Himmel gewinnt.“

Ihr Menschen, erwacht! Die heutige Nacht,  
sie gibt euch den Frieden,  
den Jesus hienieden  
der Welt als ihr Heiland und Retter gebracht.

Der Glaube an den Heiland, der uns den Himmel gewinnt und den Frieden bringen will, möge Sie alle gestärkt und zuversichtlich in das Neue Jahr gehen lassen.

Ihr Pfarrer

*Helmut M.*

# Was kann man heute Putin noch anbieten, damit er zufrieden ist? !

Eigentlich hatte ich gehofft, in diesem Geleitwort nicht noch einmal auf den Angriffskrieg Putins auf die Ukraine eingehen zu müssen, aber die russische Aggression hält seit fast einem Jahr unvermindert an und damit auch zwangsläufig die Sorge in den Nachbarstaaten der Ukraine sowie in den ehemaligen Sowjetrepubliken, die mittlerweile zur EU gehören. Pfarrer Gehrman hat uns aus seelsorgerlicher Sicht die Lage nahegebracht und uns darin bestärkt, die Krise mit Mut und Hoffnung zu bewältigen.

Wenn ich wieder auf den Krieg eingehe, so deshalb, weil mir der baltische Historiker Dr. Hans-Dieter Handrack eine E-Mail geschickt hat mit seinem äußerst lesenswerten Aufsatz „Alaska, Krim, Baltikum“, den er in der „Baltischen Rundschau“ veröffentlichte. Diese Zeitschrift erscheint seit 1994 als die größte deutschsprachige Monatszeitung in Estland, Lettland und Litauen. Die drei baltischen Staaten sind 1944 von Stalin besetzt worden, dem Hitler im Molotow-Ribbentrop-Vertrag nicht nur das Baltikum, sondern auch Bessarabien sowie die polnischen Teile der Ukraine überlassen hatte.

Meist wird verschwiegen, dass die Balten nach dem Krieg noch jahrelang gegen die sowjetische Besatzung kämpften. Neben Moldawien sind die baltischen Staaten am meisten durch Putins Aggression gefährdet; das schreibt auch die deutschsprachige *Jüdische Rundschau*, die in der lettischen Hauptstadt Riga erscheint. Allerdings gibt es in Russland noch weit weit darüber hinausgehende territoriale Bestrebungen.



Handrack hat sprachenkundig auf die bei uns meist unbekannteste Tatsache hingewiesen, dass „in letzter Zeit immer mehr in russischen Medien auf das ehemalige russische Alaska hingewiesen wurde“ und auch der Vorsitzende der Staatsduma in die Idee einstimmt, „Alaska war einmal Russland“. Bereits seit 2016 ist in der Stadt Jewpatoria auf der Krim

auf Marmor in Russisch und Krimtatarisch zu lesen: „Wir haben die Krim zurückgeholt, ihr müsst Alaska zurückholen“ (Seite 3). Ein Jahr später sang in einem „professionell“ produzierten Video ein Kadettenchor: „Wir ziehen in die letzte Schlacht um die Krim und Alaska ... von den Kurilen bis zu den baltischen Küsten.“ Nach Handrack wird dieser Anspruch auf Alaska „in zahllosen Dokumentationen, Artikeln, Büchern und Internetforen ... diskutiert“. Für Handrack stellt sich daher die rhetorische Frage: „Was kann man heute Putin anbieten, damit er zufrieden ist?“

Da Sie in diesem Heft Beiträge über Königsteiner Zeitzeugen von Herrn Manfred Colloseus und über die neue Einweihung der Königsteiner Kollegskirche finden, möchte ich auf das 1996 geschlossene Institutum Balticum hinweisen, welches das Jahrbuch *Acta Baltica* und die *Chronik der katholischen Kirche Litauens* herausgab. Das Institut verfügte nicht nur über eine umfangreiche Bibliothek, sondern auch über umfangreiche Kontakte zu baltischen Wissenschaftlern, die auch den Kongress *Kirche in Not* besuchten. Auch viele lettische und litauische Priester nahmen regelmäßig am Kongress teil, seit der Wende 1990 bis zum Ende der jährlichen Kongresse 1996, auch Priester, Bischöfe und Referenten. Ein Studentenchor aus Wilna und ein Knabenchor aus Reval sangen beim Gottesdienst des Kongresses. Das litauische Gebetbuch, das deportierte Mädchen in Sibirien auf Papier eines Zementsackes geschrieben hatten, erlebte in Königstein in deutscher Sprache eine Auflage 110 000 Exemplaren.

Da das Institutum Balticum nicht ein eigener e.V. war wie das Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, wurde es im Gegensatz zu letzterem vom Bistum Limburg ebenso wie das Institutum Sinicum und das Institutum Slavicum mit dem Albertus-Magnus-Kolleg aufgelöst.

Es ist vor allem Herrn Manfred Colloseus zu verdanken, dass er gemeinsam mit Dr. Loch einen Bürgerentscheid organisierte und so der Abriss des geschichtsträchtigen Hauses der Begegnung verhindert wurde. Ebenso ist auch Frau Patrizia Ehl herzlich zu danken, die seit sieben Jahren mit großem Engagement die Annaberg-Wallfahrt betreut und ohne deren Einsatz die Renovierung der Kollegskirche nicht zustande gekommen wäre.

Rudolf Gmülich

# Böhmen, ein Zentrum mitteleuropäischer Krippenbauvolkskunst

Zwei Faktoren trugen im Wesentlichen zur Entstehung der Krippenbaukunst bei, die vor allem sehr volkstümliche Motive der biblischen Erzählung beizumischen wusste. Da war vor allem der Geist des Barock, der sich im Ausleben des sinnlich-theatralischen Aspekts menschlicher Ausdrucksfähigkeit am auffälligsten manifestierte. Szenische Darstellungen waren nicht mehr länger Teil eines höfischen Zeremoniells, sondern fanden Einzug in die Volkskunst. Vor allem gegenreformatorische Bemühungen der Verkündigung erreichten über die menschlichen Sinne die Herzen der Menschen.



*Krippe aus dem 18. Jhd. Lithografierte Pappe, mit Stoff beklebt.*

Ein weiterer Faktor war der Umstand, dass die Bevölkerung nach dem Dreißigjährigen Krieg wieder stetig zunahm. Die Bergbaugenden von Sachsen, Schlesien und Böhmen zählten zu den am dichtest besiedelten Gebieten. Die Menschen benötigten zum Überleben ein weiteres wirtschaftliches Standbein. So entwickelte sich in den bewaldeten Mittelgebirgen Zentraleuropas die Holzverarbeitung zu einem wichtigen wirtschaftlichen Zweig. Heute noch weltbekannt ist Seiffen im Erzgebirge, das auch als „Spielzeugdorf“ bezeichnet wird. Hier sind vor allem die so genannten „Weihnachtspyramiden“ zu nennen, die bis heute am Christfest viele Festtagsstuben zieren.

Aber auch in Böhmen entwickelte sich eine lebendige Krippenbautradition. Die älteste Weihnachtskrippe in Böhmen ist für das Jahr 1562 in der Kirche Sankt Clemens zu Prag belegt. Stellvertretend für die Entwicklung der Krippenbautradition in Böhmen darf hier das Städtchen Grulich in Ostböhmen genannt werden. Bekannt ist der Ort vor allem durch den beeindruckenden Muttergottesberg, auf

dem im Jahre 1696 im Zuge barocker gegenreformatorischer Bemühungen eine Wallfahrtskirche mit Klosteranlage errichtet wurde, zu der Tausende von Menschen pilgerten und ihre Anliegen der Gottesmutter vortrugen. Auch heute noch beeindruckt die Anlage, wie wir uns bei einer Wallfahrt mit unserem Institut vor drei Jahren überzeugen konnten. Nach einer wechselvollen Geschichte mit der Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg und nach dem Ende des kommunistischen Regimes leben jetzt wieder Redemptoristen auf dem Klosterberg. Grulich war schon immer für seine Holzschnitzereien bekannt und eine Anmerkung in der Literatur weist darauf hin, dass Jesuiten bereits im Jahre 1662 ihre erste Krippe in Wichstadt, in der Nähe von Grulich aufgestellt hatten. Diese Krippe soll so viel Zustimmung gefunden haben, dass Grulich-Pilger kleine, von begabten Schnitzern hergestellte Nachbildungen mit nach Hause genommen haben sollen. Es entwickelte sich eine volkstümliche Krippenkunst.

Diese brach in Folge der Josephinischen Reformen unter Kaiser Joseph II (1741-1790) zum ersten Mal völlig zusammen. Dem aufklärerischen Gedankengut war der barocke Glaubensüberschwang ein Dorn im Auge. Krippen in Kirchen wurden verboten. Wie überall im Lande wurden die Wallfahrtsorte aufgehoben, die Pilger blieben aus, und die Kunsthandwerker, die die «Grulicher Mannl» herstellten, verloren ihre Arbeit. Aber die Menschen dieser Gegend ließen sich nicht beirren. Das gläubige Volk wollte sich die beliebten Gegenstände frommer Betrachtung nicht nehmen lassen. Es nahm sich die Krippe in die Wohnstube. Schnitzerschulen entstanden. Sie gestalteten die Figuren für den Wohnbereich kleiner, feiner und detaillierter und entdeckten damit eine Marktlücke. So wurde das Städtchen Grulich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Zentrum volkstümlicher Krippenkunst. Die Grulicher Krippenfiguren verbreiteten sich nicht nur in Europa, sogar in Übersee schätzte man die Grulicher Volkskunst. Mitte des 19. Jahrhunderts gab es bereits mehrere Hersteller und Verleger, die den Vertrieb der ansprechenden Krippenvolkskunst organisierten.

Zunächst zu nennen ist Wilhelm Katzer, der 1876 ein Großhandels- haus für Krippen und Weihnachtswaren gründete. Von dieser Firma ist noch ein ausführlicher Katalog vorhanden. Daneben gab es noch ein Versandhaus Adolf Katzer. Ferner existierte auch der direkt aus der Krippenschnitzerei hervorgegangene Verlag Josef Umlauf. Die

Figuren wurden in der Regel nach vorgegebenen Modellen in Familienarbeit hergestellt, wobei meist die Männer die «Grulicher Mannl» aus gekochter Fichte schnitzten, während die Frauen und Kinder die Figuren bemalten. Typisch für das Grulicher Land waren die Farben leuchtendes Grün, helles Rosarot und Violett, Blau, Ocker und Siena-braun. Die Gesichter wurden meist milchigweiß mit angeröteten Wangen bemalt. Die Grulicher Krippen erkennt man auch daran, dass die Schafe, abstehende Ohren haben, die in den Kopf eingesetzt sind. Sie tragen ein aus rosaroten und hellgrünen Punkten gemaltes Halsband, auf dem manchmal auch kleine Blumen zu sehen sind.

Das Besondere der böhmischen Krippenberge ist aber die aus verschiedenen Elementen gestaltete Landschaft. Nicht das Heilige Land steht im Mittelpunkt der Weihnachtsdarstellung, sondern die eigene Region oder das eigene Dorf werden häufig als Ort der Geburt Jesu dargestellt. Die Heilige Familie wird meist in einer Höhle platziert, der darüber liegende Berg wird als böhmische Gebirgslandschaft gestaltet und durch die Stadtsilhouette einer orientalischen Stadt oder durch Stadthäuser der Region erweitert. Dazu kommen dann noch zahlreiche Figuren, die in Landestrachten zu sehen sind. Die Hirten machen mit symbolträchtigen Gaben wie Lämmer, Leinen, Brot, Äpfeln und Wein der Heiligen Familie ihre Aufwartung. Es finden sich nahezu alle in einem Dorf vertretenen Handwerker, darunter Metzger, Bäcker, Schornsteinfeger, Jäger, Musikanten und auch viele Frauen und Kinder. Sie geben der Szenerie ein unverwechselbares Lokalkolorit, während die historischen Figuren wie die Heilige Familie und die Heiligen Drei Könige orientalisches gelehrt sind. Durch die Einbeziehung der einheimischen Bevölkerung in das Geschehen der Heiligen Nacht und die Aufhebung der geographischen Grenzen soll verdeutlicht werden, dass das Ereignis der Menschwerdung Christi nicht ortsgebunden ist, sondern für alle Menschen auf der ganzen Welt Gültigkeit hat.

Grulicher Krippen wurden oftmals auch in einen Kasten eingebaut. Hinter einer Glasscheibe wird der Krippenberg aufgebaut, auf dem nicht nur das Geschehen der Heiligen Nacht dargestellt ist, sondern auch das Leben der Menschen in einer bestimmten Region. Diese Krippenkästen gab es in großen und kleinen Ausführungen, je nachdem, wie viel ein Käufer dafür zu zahlen bereit war. Während des Zweiten Weltkrieges kam es im Raum Grulich zwar zu keinen nennenswerten Zerstörungen, aber um 1945-1946 wurde die deutsche Bevölkerung

aufgrund der Beneš-Dekrete enteignet und vertrieben. Die bis dahin so blühende Tradition einer eigenständigen Krippentradition war zunächst völlig beendet. Mittlerweile gibt es dankenswerter Weise neue Bestrebungen von tschechischer Seite, die Krippenbautradition wiederzubeleben.

Aber auch im bayerisch-böhmischen Grenzgebiet entstand eine großartige Krippentradition. Die Barockkultur war grenzübergreifend und universal, eben keine Nationalkultur, wie sie im Zuge der Nationalisierung im 19. Jahrhundert entstanden ist. Die Krippen wurden nicht nur aus Holz, sondern aus den unterschiedlichsten Materialien gefertigt. So existieren auch Krippenfiguren aus Glas, Keramik, Blei, lithographierter Pappe, sowie mit Stoffresten beklebtem Papier. Ich selbst bin durch Erbe Besitzer von solchen Krippenfiguren geworden. Leider lässt sich die Herkunft nicht mehr genau feststellen, doch sind die Figuren stilistisch eindeutig dem 18. Jahrhundert zuzuordnen und haben eine besonders reizvolle Ausstrahlung. Es fehlt noch der dazugehörige Kasten, den ich mir für die diesjährige Weihnachtszeit zulegen möchte.

Wer eine Ausstellung böhmischer Krippen besuchen möchte, hat dazu bis zum 8. Januar 2023 Gelegenheit. In der Sankt-Johanniskirche zu Göttingen findet eine Krippenausstellung unter dem Motto „Böhmische Krippenberge“ statt. Die Ausstellung ist dienstags bis samstags von 16:00 bis 18:00 Uhr, samstags zusätzlich von 11:00 bis 13:00 Uhr und sonntags bis kurz nach dem Gottesdienst geöffnet. Möge auf diese Weise die Weihnachtszeit Gelegenheit bieten, sich in frommem Sinn der weihnachtlichen Volkskunst Böhmens zu nähern.

*Helmut Gehrman*

P.S.:

In den 16 Jahren seit dem Ende der Königsteiner Anstalten, haben unsere *Mitteilungen Haus Königstein* auch über Krippen berichtet, die sudetendeutsche Missionare in vielen Teilen der Welt einführten, von Moskau bis Lateinamerika. Wer von unseren Lesern diesen Text nicht kennt und daran interessiert ist, möge sich melden. Da die alten Hefte vergriffen sind, werden wir Ihnen diesen Text per Brief oder Mail zuschicken.



# Albrecht Pachtl, unser neuer 2. Vorsitzender, stellt sich vor.



Liebe Freunde des Hauses Königstein in Ockstadt,

beim Formulieren dieser Anrede kommen die Erinnerungen an die Ostertagungen der Jungen Aktion der Ackermann-Gemeinde in Rohr in Niederbayern zurück. Das Benediktinerkloster dort war bis nach der Wende offiziell die Abtei Braunau in Rohr.

In das aufgelassene Augustinerchorherrenstift war 1946 der aus dem nordböhmischen Braunau vertriebene Konvent des dortigen Benediktinerklosters eingezogen.

Die Ostertagungen dort sind Teil meiner Jugenderinnerungen.

Geboren am 2.11.1969 in Gießen.

Die Familie meiner Mutter (\*1943) stammt aus Jauernig in Österreichisch-Schlesien, die meines Vaters (\*1938) aus Neu-Waldeck (Kreis Zittau) im Schönhengstgau.

Nach der Vertreibung kamen beide zunächst nach Niederbayern, später ging mein Großvater mütterlicherseits nach Würzburg, die Familie meines Vaters nach Krofdorf bei Gießen.

Tagungen der Ackermann-Gemeinde im Haus Königstein habe ich schon früh besucht. Später dann auch die Veranstaltungen der Jungen Aktion der Ackermann-Gemeinde in Hessen und die Bundestagungen im Kloster Rohr und anderen Orten. Ende der 80er, Anfang der 90er Jahre arbeitete ich im Landesvorstand der Jungen Aktion Hessen und nach Studienbeginn im Vorstand des Hochschulrings der Ackermann-Gemeinde.

Nach Abschluss des Studiums für das Gymnasiallehramt (Theologie, Geschichte, Philosophie) in Würzburg, Gießen und Fulda und dem Referendariat in Fulda (1998) bin ich im hessischen Schuldienst tätig. Aktuell an der Ernst-Ludwig-Schule in Bad Nauheim.

Meine erste Staatsexamensarbeit (*Die Kath. Kirche im Sudetenland 1938-1945*) habe ich in Kirchengeschichte bei Prof. Hampel in Gießen geschrieben.

Erfahrung in Vorstandsarbeit habe ich neben der Jungen Aktion der Ackermann-Gemeinde in meiner Studentenverbindung (u.a. als Hausbauvereinsvorsitzender) und als Kreisschatzmeister einer Partei gesammelt.

Seit dem ersten Besuch mit meinen Eltern 1983 in der CSSR habe ich Böhmen, Mähren, Schlesien und die Slowakei privat viele Male bereist und dort Freunde gefunden. Die Karlsbader Region war von 2013 an ein besonderes Ziel, da meine Frau aus Karlsbad stammt.

Ich hoffe, dass ich mithelfen kann, dass das Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien seine wertvolle Arbeit fortführen kann.

Ihr



## Königsteiner Zeitzeugen nach dem Krieg

**A**m 8. Mai 1945 war der bis dahin opferreichste aller Kriege zwar beendet, nicht aber Elend, Hunger und Not. Es herrschte unglaubliches Chaos. Zerbombte und zerstörte Städte mit ungezählten Menschen ohne Wohnraum prägten das Bild. Der Flüchtlingsstrom aus dem Osten des Deutschen Reiches wollte nicht abebben. Dazu wurden noch bis lange nach dem Ende des unseligen Krieges Millionen von Menschen, darunter Kinder und Greise, entrechtet und ohne jegliches Hab und Gut aus ihrer Heimat vertrieben. Sie waren orientierungs- und ziellos, ohne Perspektive. In dieser trostlosen Zeit und in den folgenden Jahrzehnten sollte ausgerechnet Königstein weit über seine Grenzen hinaus bekannt werden.

Beeindruckend schilderte der Chronist und Schriftführer der Kolpingfamilie Königstein, Emil Dorn, im ersten Protokoll nach dem Krieg die mehr als ausweglos scheinende Situation unseres geschundenen und gedemütigten Landes: „Das tausendjährige Reich ist abgerollt und der grausame Krieg ist vorüber. Zertrümmerte Städte, Armut und grenzenloses Elend sind unser Erbe. Das Volk ist entrechtet und durch die Not der Zeit niedergedrückt. Schiebertum und Schwarzhandel blühen in nie geahnter Weise. Hass, Neid, Egoismus als Begleiterscheinungen der Not sind an der Tagesord-



*Das Gelände des Albertus-Magnus-Kollegs nach dem Bau des Hauses der Begegnung*

nung. Ungezählte Menschen sind ohne Heim oder ohne Familie. Die soziale Frage schreit nach Erfüllung.“

Zu den ersten Aktivitäten der Kolpingfamilie und der Katholischen Jugend zählte der Versuch, die entwurzelten, heimatlos gewordenen Flüchtlinge, Vertriebenen und im Bombenkrieg wohnungslos gewordenen Menschen der Großstädte im vom Krieg weitgehend verschont gebliebenen Königstein zu unterstützen. Unter dem Motto „Wir wollen helfen“ veranstalteten die beiden katholischen Organisationen zu Weihnachten eine Ausstellung mit selbst gefertigtem oder gespendetem Spielzeug, Kleidungs- und Wäschestücken sowie Gegenständen des täglichen Gebrauchs. Herde, Waschschüsseln, Kohlenkästen, Schaufeln und Bügelbretter wurden später an Flüchtlinge und Notleidende verteilt. Im aufgestellten Opferkasten befanden sich nahezu 500 Mark. Insgesamt wurden 109 Kinder mit Kleidung, Büchern und Spielzeug beschenkt. 32 Familien und einige Versehrte im Versorgungs Krankenhaus Kaltenbach erhielten Kleidung und Geldspenden.

Ich selbst habe erstmals als Sechsjähriger von der Not und dem Elend anderer Kinder erfahren. Im Herbst 1947 eingeschult, hatte ich Klassenkameraden mit den für mich so fremd klingenden Namen

wie Roman und Stanislaus (Stani) Kisielewski, die nach der Flucht aus dem in Galizien gelegenen Detatyn im Bereich der Königsteiner Kaserne mit Eltern und zwei Geschwistern untergekommen waren. Noch prägender ist die Erinnerung an die Zwillingbrüder Josef und Martin Schulz. Beide wurden mit ihren Angehörigen im September 1947 aus der historischen Landschaft des Banats, zu Teilen im damaligen Jugoslawien gelegen, als Angehörige der deutschsprachigen Volksgruppe der „Banater Schwaben“ ausgewiesen. Das traf auch auf unseren Mitschüler Stefan Ritter zu, dessen Familie aus einem Nachbardorf der Familie Schulz stammte. Die Familie Schulz fand zunächst im Taunusheim, der heutigen KVB Klinik, Wohnung. Martin Schulz sagte jetzt im Gespräch: „Wir hatten bei unserer Ankunft in Königstein weder Strümpfe noch Schuhe, kamen also barfuß zur Schule. Es war ein glücklicher Umstand, dass der Herbst des Jahres 1947 relativ warm war. Eine Königsteinerin, Mathilde Bender, war es schließlich, die Josef und mir Schuhe schenkte.“

Soweit die Situation in den Wirren der Nachkriegszeit in Königstein. Aber erst ein Blick über den Tellerrand macht die gesamte Tragweite des verlorenen Krieges für die Katholiken der früheren deutschen Ostgebiete deutlich. In der Broschüre *Königstein im 10. Jahr* findet sich dazu folgendes Zitat: „Noch nie Dagewesenes ist geschehen. Millionen deutscher Menschen wurden aus ihrer Heimat vertrieben. Wandernde Kirche in einem Ausmaß, wie man es vorher noch nicht erlebt hatte. Ungezählte Pfarrfamilien sind unterwegs mit ihren Seelsorgern. Ganze Diözesen mit ihren Oberhirten ziehen gegen Westen. Zurückgeblieben sind verwaiste Kirchen, verlassene Wallfahrtsorte, leere Klöster, die heute vielfach als Gefängnis dienen, verwitterte Friedhöfe, zahlreiche Knabenkonvikte, Priesterseminare, Theologische Hochschulen und ein weites deutsches Heimatland, geliebt und unvergessen.“

Im Frühjahr 1946 suchte der in Neugrafenwalde in Nordböhmen geborene Prälat Prof. Dr. Adolf Kindermann, ehemals Rektor des deutschen Priesterseminars in Prag, ein geeignetes Gebäude zur Aufnahme von Theologen, Studenten und Schülern. Dabei stieß er auf eine Kaserne in Königstein. Unterstützt durch Bürgermeister Hubert Faßbender und Pfarrer Aloys Geis gelang es Dr. Kindermann, am 2. Juli 1946 beim Großhessischen Staatsministerium die Genehmigung zur Nutzung des Gebäudekomplexes zu erwirken. Die Geburtsstunde des im Dezember 1947 gegründeten „Albertus-Magnus-Kolleg Königstein e.V.“ und weiterer kirchlicher Institutionen war gekommen. Über

deren Anfänge informiert die zuvor bereits erwähnte Broschüre: „So fing es an: Kalter Novemberwind pfeift durch die Gänge und Stuben der langgestreckten Königsteiner Kasernen. Durch die zerschlagenen Fenster ist er ins Haus geschlüpft, wirbelt durch die alten Eisenöfen, dass die Türen klappern, und entflieht wieder durch die kalten Rauchfänge. Nur wenige Räume sind bewohnt. Ihre Fenster sind notdürftig dicht gemacht und eine ewige hungrige Flamme knistert in den Feuerstellen. Die Königsteiner Kasernen sind nicht alt und haben doch schon ihre Geschichte. 1924 für französische Besatzungstruppen des ersten Weltkrieges erbaut, übernahm sie später der Reichsarbeitsdienst. Schließlich brachte man gegen Ende des Krieges Schwerstverwundete in diesen Räumen unter. Und dann kamen 1946 die Vertriebenen. Schmal und von Leid und Entbehrung gezeichnet war das Antlitz der ersten Königsteiner. Alte Uniformstücke ihre Bekleidung. Leer waren die Hände, aber in ihren Herzen brannte wie eine lodernde Flamme der Wunsch nach dem Priestertum. In diesen ersten Jahren nistete in allen Ecken Not. Es gab nichts zu heizen. Man fror des Nachts unter den dünnen Decken. Es gab nichts zu essen. Man hungerte.“

Das war die deprimierende Situation, die Bischof Maximilian Kaller vorfand, als er sich, aus dem ostpreußischen Ermland vertrieben, in der amerikanischen Zone in Frankfurt am Main niederließ. Von Papst Pius XII. am 24. Juni 1946 zum Sonderbeauftragten für die Ostflüchtlinge und Heimatvertriebenen ernannt, suchte Kaller von Anfang an die Bewältigung des Vertriebenenenschicksals im Geiste der Versöhnung mit den östlichen Nachbarn. In der kurzen Lebensphase, die ihm noch vergönnt war, hat er aktiv an der Gründung des Albertus-Magnus-Kollegs mitgewirkt. Im „Offiziershaus“, das heute die Bilinguale Schule beherbergt, befand sich sein Königsteiner Büro.

Am 7. April des Jahres 1947, am Ostermontag, feierte Bischof Maximilian Kaller in der katholischen Pfarrkirche St. Marien ein feierliches Pontifikalamt, ein für Königstein gerade in dieser Zeit der Neuorientierung herausragendes und Hoffnung gebendes Ereignis, an das sich Zeitzeugen noch erinnern. Exakt drei Monate später, am 7. Juli 1947, starb Bischof Kaller nach der Rückkehr von einer Vertriebenenwallfahrt in Frankfurt am Main. Der Päpstliche Delegat und spätere Nuntius in Bonn, Bischof Alois Muench, viele deutsche Bischöfe, angeführt von Joseph Kardinal Frings aus Köln, und ein langer Trauerzug gaben ihm am 10. Juli in Königstein unter großer Anteilnahme der Bevölkerung das letzte Geleit. Seine Ruhestätte fand Kaller auf dem Kirchhof von St. Marien, wo er bis heute bei der alljährlichen

Wallfahrt der Ermländer verehrt wird. Die Stadt Königstein würdigte Maximilian Kaller, als der Magistrat am 28. Mai 1956 beschloss, den oberen Teil des Dingwegs in Bischof-Kaller-Straße umzubenennen.

Nach dem Tod von Bischof Kaller war es Prälat Professor Dr. Adolf Kindermann, eine machtvolle Persönlichkeit mit starker Ausstrahlung, der von nun an die Geschicke des Vaterhauses der Vertriebenen über fast drei Jahrzehnte leiten sollte. Er gilt mit Fug und Recht als Architekt und Baumeister des großen Werkes der Königsteiner Anstalten. Die erste Epoche nach dem Krieg in der kirchlichen Vertriebenenarbeit war die caritative Phase, die er selbst so beschrieb: „Zunächst ging es um das nackte Leben, um Nahrung, ein Dach über dem Kopf, um Arbeit und Unterkunft. Diese ersten Jahre waren schwer, und viele haben sie nicht überlebt.“

Man kann es als Fügung bezeichnen, dass der später als „Speckpater“ bekannt gewordene Werenfried van Straaten, ein gebürtiger Niederländer, im Oktober 1948 aus dem belgischen Kloster der Prämonstratenser in Tongerlo erstmals nach Königstein kam und humanitäre Hilfe leistete. Mit seinem noch heute bestehenden Hilfswerk *Kirche in Not* machte er Königstein in den folgenden Jahrzehnten weltweit bekannt. In einer Studie über „Religiöse Wandlungen und Probleme im katholischen Bereich“ schrieb Dr. Kindermann über Pater Werenfried: „Er besuchte die Vertriebenen in ihren Elendsquartieren, in den Lagern, in den Bunkern der Städte. Er ließ sich von ihnen erzählen, von ihren Qualen in den Internierungslagern, von den Schrecken, die sie durchlebt hatten, ehe die Freiheit sie aufnahm, von ihren Verlusten an lieben Menschen und an ihrer Habe, von ihrer gegenwärtigen Not, mit der sie so schwer fertig würden. Es fehlte ja alles. Mit Leidensgenossen, aber doch fremden Menschen waren sie zusammengepfertcht, was die Not nur noch vervielfältigte. Es fehlte alles, um einen Haushalt aufzubauen, auch das Primitivste, ganz abgesehen von der Nahrungssorge und der Bekleidungsnot.“

Lassen wir nun wieder einige Zeitzeugen zu Wort kommen. Die gesamte Tragweite der Tragödie, die Millionen von Menschen traf, wird in der Schilderung von Martha Klinke, geborene Bremora, deutlich. Frau Klinke, zu deren Familie ich einen mehr als freundschaftlichen Kontakt pflege, erzählte mir, teilweise mit erstickter Stimme und unter Tränen, all das Unglaubliche, das ihrer Familie in der Endphase des Krieges vor 66 Jahren widerfuhr: „Meine Wurzeln sind im oberschlesischen Schönwald im Kreis Gleiwitz. Hier lebten

meine Eltern Franz und Franziska Bremora mit sieben Kindern auf dem eigenen Bauernhof. Am 23. Januar 1945 klopfte es am frühen Morgen bei uns an. Meine Mutter, ich stand knapp elfjährig neben ihr, öffnete die Tür. Ein riesiger Schreck durchfuhr uns. Zwei Angehörige der SS machten uns unmissverständlich klar, dass wir unser Dorf binnen zwei Stunden zu verlassen hätten. Wenn wir dieser Anweisung nicht widerspruchslos folgten, würden unsere drei Pferde beschlagnahmt. Wir wurden angewiesen, Essen für drei Tage und ausreichend Futter für zwei Pferde mitzunehmen. Das dritte Pferd wurde sofort beschlagnahmt. In Windeseile wurde ein Treck zusammengestellt. Auf unserem Pferdewagen mussten 18 Personen Platz finden. Neben Verwandten und Nachbarn meine Mutter mit ihren sieben Kindern. Das Thermometer zeigte in diesen Tagen bis zu 28 Grad Minus. Mein jüngster Bruder Gottfried, der erst vierzehn Monate alt war, lag die meiste Zeit in gefrorenen Windeln. Es war einfach nur schrecklich!“

Martha Klinke schilderte mir weiter, dass ihre Odyssee sie über Ratibor in das Sudetenland nach Olmütz und schließlich nach Budweis führte. Überall fanden sie für ein paar Tage in Schulen Unterkunft. Dann erteilten die Tschechen den verhassten Deutschen die Ausreisegenehmigung. „Unsere Irrfahrt,“ so Martha Klinke weiter, „führte uns nun nach Linz in Oberösterreich. Ende Oktober schließlich wurden wir mit einem Viehwaggon nach Usingen gebracht und erreichten von hier aus Niederems, wo wir in einem kleinen Häuschen Zuflucht fanden. Den Vater sahen wir erst nach der Währungsreform wieder. Unsere Mutter aber, die alle Last in dieser schweren Zeit alleine zu tragen hatte, erkrankte so schwer, dass wir mit dem Schlimmsten rechnen mussten. Gott sei Dank überlebte sie diese Krise.“ 1959 zogen die Eltern mit den drei jüngsten Söhnen in ein kleines, später abgerissenes Haus auf dem Gelände der ehemaligen Kaserne. Franz Bremora übernahm beim Albertus-Magnus-Kolleg die vakante Stelle des Hausmeisters und seine Frau war in der Küche tätig. Martha Klinke selbst hatte zwischenzeitlich den gebürtigen Niederschlesier Günter Klinke geheiratet und führte in der Schneidhainer Straße in Königstein bis zu ihrem Ruhestand ein eigenes Lebensmittelgeschäft, das für die Bewohner der Siedlung zu einer Institution wurde. Ich selbst lernte über die Kolpingfamilie 1959 die drei jüngeren Brüder kennen und bin dankbar, in Bernhard Bremora einen wirklichen Freund gefunden zu haben.

Auch die Erinnerungen von Anneliese Hasselbach, die heute mit ihrem Mann in Falkenstein lebt, zeichnen plastisch das Bild der Erlebnisse ungezählter ihrer Heimat beraubter Menschen nach. Als Nichte von Professor Dr. Kindermann wuchs sie ganz in der Nähe des Geburtsortes ihres Onkels in Nordböhmen auf: „Am 26. September 1946 wurde ich mit meinen Eltern aus unserem Dorf vertrieben. Ich war damals 13 Jahre alt. Auf Umwegen gelangten wir zunächst in den Westen nach Berlin und über weitere Stationen schließlich nach Bayern. Zwischenzeitlich wohnten wir auch in Königstein im Parkhotel Bender. Ich bin der Familie Bender noch heute dankbar, dass sie uns damals aufnahm. Da ich einen Beruf erlernen wollte und musste, besuchte ich 1948 die Haushaltungsschule der Ursulinen in Königstein. Dann verschlug es mich erneut nach Süddeutschland. Nach meiner Ausbildung zur Krankenschwester schloss sich die zur Diätassistentin an. Nachdem das Haus der Begegnung am 15. September 1955 geöffnet worden war, holte mich mein Onkel für die Jahre von 1957 bis 1962 als Wirtschaftlerin nach Königstein. Hier lernte ich auch meinen Mann, Heinrich Hasselbach, kennen. Nachdem wir zunächst über mehrere Jahre einen kleinen Betrieb in Kronberg führten, dann aber die großen Lagerhallen für die Kapellenwagen und Hilfsgüter nicht mehr genutzt wurden, mieteten wir die Räumlichkeiten im Haus der Begegnung an und gründeten einen Getränkemarkt, den wir bis zu unserem Eintritt in den Ruhestand im Jahr 1993 betrieben.“

Ein Zeitzeuge der ersten Stunde ist Eberhard Zwiener: „Ich kam als gebürtiger Niederschlesier 1947 über Braunschweig nach Königstein. Als Internatsschüler der St. Albert-Schule habe ich die gesamte Aufbauphase der Königsteiner Anstalten bis zu meinem Abitur im Jahr 1954 miterlebt. Nach Studium, Referendariat und einer ersten Lehramtsstelle kehrte ich 1962 nach Königstein zurück. Am Gymnasium der St. Albert-Schule, der späteren Bischof-Neumann-Schule, war ich von nun an bis zu meinem Ruhestand im Jahre 1996 als Lehrer für Deutsch und Englisch tätig. Mit meiner Frau Elisabeth, einer aus Ostpreußen stammenden Ermländerin, lebe ich heute in der Nähe meiner ehemaligen Wirkungsstätte.“

Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang, dass der in Mährisch-Trübau geborenen Gerhard Pieschl, der spätere Weihbischofs im Bistum Limburg und Beauftragte der Deutschen Bischofskonferenz für die katholische Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge, zeitgleich mit Herrn Zwiener im Knabenkonvikt wohnte und die St. Albert-



Schule besuchte. Nach dem Abitur absolvierte er einen Teil seines Studiums der Philosophie und Theologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Königstein.

Aus dem Sudetenland stammt Josef Blumrich, der heute mit seiner in der Hansestadt Salzwedel in der Altmark (Sachsen-Anhalt) geborenen Frau Mechthild in Schneidhain wohnt: „Meine Geburtsstadt Haindorf liegt im ehemaligem Herzogtum Albrecht von Wallensteins Friedland im Isergebirge. Nach dem Krieg verschlug es mich zunächst in das katholisch geprägte Eichsfeld in Thüringen. Nachdem ich in Heiligenstadt mein Abitur abgelegt hatte, nahm ich mein Studium für Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte in Halle an der Saale auf. Sehr aktiv war ich seinerzeit beim Aufbau der Ost-CDU. Nach Königstein kam ich 1954 und war wie Herr Zwiener bis zum Eintritt in den Ruhestand als Oberstudienrat an der St. Albert-Schule bzw. der Bischof-Neumann-Schule tätig. Lange Jahre gehörte ich für die Königsteiner CDU der Stadtverordnetenversammlung und dem Kreistag an.“

Im Rahmen meiner Recherchen für diesen Artikel bin ich auf Raimund Ungeheuer in Kelkheim-Eppenhain gestoßen. Herr Ungeheuer berichtete mir, dass er im Sommer 1959 Fahrer eines Kapellenwagens war: „Die größte wirtschaftliche Not lag damals zwar schon hinter uns, aber in der Seelsorge war der Einsatz der Kapellenwagen nach wie vor enorm wichtig. Ich kam hauptsächlich im Vogelsberg zum Einsatz. In Schlitz z.B. hatte der damalige Pfarrer acht Pfarreien zu betreuen. Wir waren in der Regel eine Woche an einem Standort, um Unterstützung zu leisten. Hilfsgüter wie Lebensmittel und Kleidung führten wir zu diesem Zeitpunkt nicht mehr mit, aber neben christlichen Devotionalien Mengen von Süßigkeiten für die Kinder. Ich erinnere mich, dass ich etwa vier Wochen lang einen belgischen Pater begleitete, einen ehemaligen Militärgeistlichen und Neffen von König Baudouin I.“

Im nächsten Heft werde ich weitere Zeitzeugen vorstellen.

*Manfred Colloseus*

Bitte unterstützen Sie die Arbeit unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende und beachten Sie auch unser interessantes Bücherangebot auf Seite 32.

# Sinnhaftigkeit von Räumen – renovierte Kollegskirche in Königstein feierlich eingeweiht



*Das Mosaik in der Kapelle der hl. Dorothea von Montau*

**„Ich bin die Tür. Wenn jemand durch mich eintritt, wird er gerettet werden.“ Joh. 10,9.**

So stand es auf der Einladung, welche auf einem schönen Anlass am 31. Mai 2021 hinwies. Nach mehrjähriger Renovierung wurde die Königsteiner Kollegskirche in einem feierlichen Gottesdienst durch den Limburger Bischof Dr. Georg Bätzing wieder ihrer Bestimmung übergeben.

Wegen der herrschenden Pandemie waren die Sitzplätze begrenzt und die Veranstaltung deshalb nicht öffentlich. Das hat zwar gewissen Unmut hervorgerufen, die Kirche steht aber jetzt für den normalen Gottesdienst wieder zur Verfügung.

Schmerzlich vermisst wurde das Gotteshaus in der vierjährigen Renovierungsphase nicht nur von den Schülern und Lehrkräften der Bischof-Neumann-Schule, auf deren Gelände die Kollegskirche steht, sondern auch von den katholischen Sudetendeutschen, Schlesiern und Ermländern, die ihre Wallfahrten dort gefeiert hatten.

Wallfahrer aus ganz Deutschland versammelten sich zu Gottesdiensten, um an die Zeit der Vertreibung zu denken, sich der verlo-

renen Heimat zu erinnern und dadurch die Verbindung zu ihren Wurzeln zu stärken.

## **Ort der Erinnerung und Begegnung**

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die ehemalige Sport-, Lager- und Exerzierhalle von vertriebenen Priestern und Studenten zu einer katholischen Kirche/Notkirche umgebaut; sie hat unzähligen Menschen aus den alten deutschen Ostgebieten und den übrigen Vertreibungsgebieten bei der Integration in der neuen Heimat geholfen und gleichzeitig die Pflege der heimatlichen Tradition ermöglicht.

Die geschichtsträchtige Kollegskirche beherbergt Altäre und Kapellen für alle Landsmannschaften der Ost-Vertriebenen.

Durch die bewegende Darstellung der „Mutter der Vertriebenen“, die der schlesische Bildhauer Erich Jäkel 1952 selbst schnitzte, wurde sie zur Wallfahrtskirche, in der heute noch die Wallfahrten der Ermländer und Schlesier stattfinden.

Die Schlesier ließen in dem Gotteshaus 1957 einen Altar zu Ehren der Heiligen Anna errichten. Dargestellt ist das Gnadenbild vom oberschlesischen Sankt Annaberg; neben dem Altar erinnert ein Glas mit Erde an diesen bedeutenden Pilgerort.

Mit Entsetzen wurde festgestellt, dass die ursprüngliche Urne mit der Erde von 1957, die einen hohen ideellen Wert darstellte, bei den aufwändigen Renovierungsarbeiten bis heute leider noch nicht aufgefunden worden ist, so dass kurzerhand vor der Einweihung, vom St. Annaberg neue Erde geholt wurde, die nun wieder an die Heimat



*Muttergottes der Vertriebenen  
Es sind viele Kerzen angezündet.*

erinnert. Der St. Annaberg, ein Inselberg mit Kloster und einigen Einrichtungen für Pilger, ist der wichtigste katholische Wallfahrtsort in Oberschlesien. Die Ermländer bereicherten die Kapelle mit einem großen Mosaik „ihrer“ heiligen Dorothea von Montau mit Szenen eines Flüchtlingstrecks und auch die Sudeten- und Ungarndeutschen trugen zur Ausstattung und Verschönerung der Kirche bei.

Die Kollegskirche wurde zur Hauskirche der Königsteiner Anstalten, auf deren Komplex sich die ehemalige Philosophisch-theologische Hochschule befand und die das Vaterhaus für die Heimatvertriebenen waren. Sie beherbergten wichtige Institute und waren der Ausgangspunkt für kirchliche Kontakte zu den östlichen Nachbarvölkern, insbesondere durch die internationalen Kongresse *Kirche in Not* und durch internationale Veranstaltungen und Seminare im „Haus der Begegnung“.

### **Traditionen bewahren**

Die Kollegskirche, gerne auch als Hauskapelle der Bischof-Neumann-Schule (BNS) bezeichnet, erinnert an ein nicht unbedeutendes Stück Kirchengeschichte in der Kurstadt. Diese Geschichte und Traditionen vor dem Vergessen zu bewahren, bleibt auch Aufgabe der BNS, die ihre Gründung den besonderen Gegebenheiten nach 1945 verdankt.

Für die ganze Schulgemeinschaft war und ist die Kollegskirche ein wichtiger Ort und hat für deren Lehrer, die aktuellen und ehemaligen Schüler eine große Bedeutung. So gilt ein großer Dank der Schulleiterin, Frau Dr. Susanne Nordhofen, die in der ganzen Zeit die Bauarbeiten beratend begleitet hat. Dabei hat die Statue der „Mutter der Vertriebenen“ einen neuen Platz bekommen. Sie steht jetzt links in einer Nische auf einem Sockel und wird im Altarraum nicht mehr „hin- und hergeschoben“.

### **Defekte Leitungen gaben den Anstoß zur Renovierung**

Aus der Notwendigkeit, die defekten elektrischen Leitungen zu ersetzen, hat sich ein Großprojekt, nämlich die komplette Renovierung des gesamten Gebäudes ergeben. Weit sichtbar und beeindruckend ist die oxsenblutrot gestrichene Eingangstür, deren Farbgestaltung sich im Innern fortsetzt. Die Renovierung der Bänke wurde durch eine Spende von *Kirche in Not* möglich und die Kosten der Ambo-Erneuerung vom Ehemaligenverein der BNS übernommen. Im

Innenraum stehend fallen dem Betrachter die neue Orgel, der Fußboden, die Belüftungsanlage und die neuen Deckenlampen auf. Andere Arbeiten sind eher unsichtbar, wie die Erneuerung der Elektrik, Heizung, Sanierung von nassem Mauerwerk, Ausbesserung vom Putz, Beseitigung von Schimmel sowie Reparaturen an der Entwässerungsanlage.



*Der Hedwigsaltar*

Außerhalb des Gebäudes steht die Sanierung der Treppe noch an. Der direkte Zugang zur Kirche ist zurzeit abgesperrt, so dass der Zugang noch über das Gelände der BNS erfolgt. Es wäre wünschenswert, wenn die Treppe zeitnah saniert werden könnte, damit der Komplex Kirche/Treppe wieder eine Einheit darstellt. Insgesamt hat die umfangreiche Planung und Grundsaniierung 1,6 Millionen Euro gekostet. Ein Dank an alle, die die finanzielle Seite abgedeckt haben. Hier ist das Bistum Limburg zu nennen, das den „Löwenanteil“ finanziert hat, wie auch der Verband der Diözesen Deutschlands (VDD), die Bischof-Neumann-Schule mit ihrem Förderverein und alle Spender, die das große Projekt unterstützten.

### **Die Raumwirkung ist sensationell**

Mit der wohl einmalig wirkungsvollen Gestaltung, bedingt durch die Präsenz der leuchtend roten (ochsenblutrot) Streben, gepaart mit den weißen Verbindungsflächen ist eine selten zu findende Raumwirkung entstanden, die dem Altarraum Weite und Erhabenheit verleiht. Die Christusfigur von Albert Burgard heißt die Gläubigen mit offenen Armen willkommen und lädt ein, sich dem Gebet zu öffnen.

### **Leitbild – Selbstfindung – Sinnhaftigkeit**

Unter Leitung des Limburger Bischofs Dr. Georg Bätzing wurde die Kollegskirche in einem feierlichen Pontifikalamt eingeweiht und erneut ihrer spirituellen Bestimmung übergeben. In der Erhabenheit des Raumes sah Bischof Bätzing ein „Leitbild für viele junge

Menschen, die gerade in der heutigen Zeit intensiver suchen und auf Antworten hoffen.“ Bildung und Erziehung seien mehr als nur Lehrpläne, so Bätzing, sie bräuchten vor allem ein Gesicht. Jeder Mensch brauche einen Ort der Reflexion, wofür die Kollegskirche sicher ein passender Raum sei. Auf dem Weg der Selbstfindung könnten Lehrer dazu Denkanstöße geben und zu Hilfestellern werden.

Die einzelnen Schritte der Umsetzung obliegen jedem Einzelnen. Der Raum könne hierbei ein Ort der Ruhe und der Begegnung sein, den Lehrende und Lernende sicherlich zu schätzen wüssten.

Die bis dahin amtierende Schulleiterin Frau Dr. Susanne Nordhofen sprach davon, dass aus dem Gebäude sicherlich keine Sixtinische Kapelle werden sollte, aber ein ansprechender Kirchenraum, in dem sich vor allen die Schulkinder und Jugendlichen wohlfühlen sollen. Das Gotteshaus biete die Chance, vorhandene spirituelle Keime zu begießen und Bindungen zur Kirche zu entwickeln. Kirche sei ein besonderer Ort, in dem „Schüler nichts leisten, nichts arbeiten, nicht wetteifern sollen“. Während der Einweihungsfeier verwies das gesprochene Wort mehrfach auf dieses Kernelement hin: die Sinnhaftigkeit von Räumen.

### **Überraschung am Ende des Gottesdienstes**

Völlig unerwartet und nicht auf der langen Liste der Festredner stehend, meldete sich der Limburger emeritierte Weihbischof Dr. Gerhard Pieschl zu Wort und versetzte der Festveranstaltung einen besonderen Höhepunkt. Der ehemalige Beauftragte der Deutschen Bischofskonferenz für Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge, selbst Heimatvertriebener sowie Schüler und Student in Königstein, überreichte am Ende der Veranstaltung der Schulleiterin Dr. Nordhofen spontan sein Pektorale. Das Brustkreuz stammte vom Mitbegründer der *Königsteiner Anstalten* Weihbischof Adolf Kindermann. In das Brustkreuz eingearbeitet ist eine kleine Reliquie von Bischof Johannes Nepomuk Neumann, dem Namenspatron der Bischof-Neumann-Schule. Auf Wunsch von Weihbischof Pieschl soll die Pektorale einen würdigen Platz in der Aula der Schule bekommen und an den Mann erinnern, der seinerzeit den Bau der Schule ermöglichte und diese damals auch weihte. Für diese spontane Aktion gab es minutenlang stehenden Applaus. Die Einweihung endete mit einem Stehempfang auf dem Schulhof.

*Patricia Ehl*

# Sudetendeutsche Schwesternresolution 2003

*Der Bericht in unseren Mitteilungen über den ersten Sudetendeutschen Schwesternkongress, der 1988 im Exerzitenhaus der Diözese Augsburg in Leifershofen stattfand und von dem aus die Schwestern eine Resolution an osteuropäische Politiker richteten, hat zu vielen Anrufen von Lesern geführt.*

*Diese Resolution blieb keine Eintagsfliege, sondern es folgten weitere Resolutionen bei anderen Schwesternkongressen. Auch die sudetendeutschen Priester verfassten auf ihren Delegiertenkongressen und Jahrestagungen in Brannenburg ähnliche Aufrufe und Denkanstöße für ihre Mitglieder und Gläubigen. Als Beispiel für eine Resolution zur sudetendeutsch-tschechischen Versöhnung und Zusammenarbeit zitieren wir die Resolution vom Schwesternkongress 2003.*

## Sudetendeutsche Schwesternresolution

1. Vor 15 Jahren fand der 1. Sudetendeutsche Schwesternkongress statt. Damals wandten wir uns in einer „Augsburger Schwesternresolution“ an Generalsekretär Gorbatschow und begrüßten seine Bemühungen um die Perestrojka. Wir versicherten ihm unsere Unterstützung bei der Neugestaltung der Gesellschaft und forderten ihn auf, die in manchen sozialistischen Ländern verbotenen Ordensgemeinschaften wieder zuzulassen.

2. Seit Ende 1989 haben wir erlebt, daß unsere alte Heimat und Ostmitteleuropa wieder ihre Freiheit erhielten. Die Orden konnten wieder ihre Tätigkeit aufnehmen. Schon 1990 kündigte der Heilige Vater bei seinem Besuch in der damaligen Tschechoslowakei für 1991 eine außerordentliche Europäische Bischofssynode an, die Ende 1991 tagte und uns ein wegweisendes Dokument schenkte: „Zeugen Christi sein, der uns befreit hat“.

3. Johannes Paul II. hat seine Bemühungen um die Einheit Europas auf christlicher Grundlage 1999 bekräftigt, als er den drei Europapatronen Benedikt, Cyrill und Method drei heilige Frauen als Mitpatroninnen zur Seite stellte: Birgitta von Schweden, Katharina von Siena und Edith Stein. Ihr Vorbild ermutigt uns, uns mit dieser Resolution an die Öffentlichkeit zu wenden.

4. Nach den großen Hoffnungen der Wende 1989 haben die Jahre danach auch neues Leid über Europa gebracht. Wir mußten 1991 wieder Krieg in Europa erleben und Vertreibungen in Kroatien, Bosnien und im Kosovo. Schmerzlich haben wir damals erfahren, daß Vertreibung als Mittel der Politik seit 1945/46 nicht endgültig geächtet war, sondern auch am Ende des 20. Jahrhunderts praktiziert wurde.

5. Angesichts dieser Tatsache sind wir sudetendeutschen Schwestern schmerzlich berührt, daß es aufgrund der unbewältigten Nachkriegszeit im deutsch-tschechischen Verhältnis noch immer keine echte Aussöhnung gibt. Als von der Vertreibung 1945/46 Betroffene bedauern wir, daß 2002 das Parlament in Prag die Beneš-Dekrete als Beitrag zur Nachkriegsordnung bekräftigte. Es schmerzt uns, daß sich die deutsche Politik von uns Vertriebenen entsolidarisiert hat und das Unrecht der Vertreibung verharmlost.

6. Der Friede ist ein Werk der Gerechtigkeit: *Opus iustitiae pax*. Deshalb ist echte Versöhnung nur auf der Grundlage von Gerechtigkeit und Wahrheit möglich. Diesen Weg haben die polnischen Bischöfe 1962 eingeschlagen, als sie zum Ende des Konzils ihren deutschen Amtsbrüdern schrieben: Wir vergeben und bitten um Vergebung. Kein Volk ist nur Täter oder nur Opfer. Wenn es keine Kollektivschuld gibt, darf es auch keine Kollektivstrafe geben. Daher fordern wir die Politiker in Prag auf, endlich die diskriminierenden Beneš-Dekrete, insbesondere das sog. Straffreiheitsgesetz vom 8. Mai 1946, aufzuheben. Solche Terrorbestimmungen haben keinen Platz in einem vereinten Europa.

7. Wir sudetendeutschen vertriebenen Schwestern treffen uns bereits zum 5. Male in der alten Heimat. Unsere Gemeinschaften haben viele Kontakte zu tschechischen Mitschwestern, denen manche Hilfe beim Neuaufbau zuteil wurde. Wir sind überzeugt, daß Deutsche und Tschechen in Europa nicht nebeneinander, sondern wieder miteinander leben werden. Wir haben Achtung vor unserem Nachbarvolk, das mit uns eine Jahrhunderte lange gemeinsame Geschichte hat. Das Volk eines Jan Hus und J. A. Comenius kann am Beginn des 3. Jahrtausends nicht die rassistischen Beneš-Dekrete aufrechterhalten, die den Grundwerten Europas Hohn sprechen.

Daher appellieren wir an alle Tschechen guten Willens, aber auch an alle Europäer, diese Unrechtsgesetze aufzuheben.

*Rudolf Grulich*



## Theresia Dichtl – eine heiligmäßige Ordensfrau aus dem Böhmerwald als Oberin in Innsbruck

Viele Bischöfe in österreichischen Bischofsstädten waren Sudetendeutsche wie die Kardinäle Gustav Piffl, Theodor Innitzer und jetzt Christoph Schönborn in Wien. Auch viele Äbte und bedeutende Mönche österreichischer Stifte stammten aus Böhmen und Mähren. Im Gegensatz zu ihnen sind viele bedeutende sudetendeutsche Ordensfrauen unbekannt, die in Österreich wirkten. Das gilt auch für die erste Priorin des Karmels in Innsbruck, Mutter Maria Aloisia vom Herzen Jesu, die als Theresia Dichtl 1801 in Ogfolderhaid im Kreis Krummaw geboren wurde. Mit 21 Jahren trat sie in den Karmel auf dem Hradschin in Prag ein und legte 1833 als Schwester Maria Aloisia vom Herzen Jesu ihre feierlichen Gelübde ab. Ihr ältester Bruder Hermann hielt die Festpredigt. Die Familie Dichtl war von herzhafter Frömmigkeit geprägt. Aus dieser Familie sind innerhalb von hundert Jahren bis 1933 zehn Priester und drei Ordensschwestern hervorgegangen – ein Trend, der sich auch nach der Vertreibung fortgesetzt hat. Hermann Dichtl war eng befreundet mit Johannes Nepomuk Neumann, den er bewog, als Missionar nach Nordamerika zu gehen. Neumann wurde Bischof von Philadelphia und ist 1963 selig- und 1977 heiliggesprochen worden.

Auch Schwester Aloisia hatte Führungsqualitäten. Schon mit 28 Jahren wurde sie im Prager Karmel zur Priorin gewählt. Um 1844 fühlte sich der Innsbrucker Lithograph Johann Kravogel berufen, auch in Tirol einen Karmel zu gründen. Er hatte von der Prager Priorin gehört und bat sie nach Innsbruck zu kommen. Mutter Maria Aloisia ging mit Mut und Gottvertrauen an diese Aufgabe. Schwierigkeiten und Nöte begleiteten den Karmel von der Gründung im Jahre 1846 bis zur Zerstörung durch Bomben am 20. April 1945. Jedoch immer wieder kam unerwartet Hilfe, so auch beim Wiederaufbau des Karmel nach dem Zweiten Weltkrieg. Dass dabei ein Komitee aus Philadelphia half, empfanden die Schwestern als eine Frucht der christlichen Liebe, die dort vom heiligen Bischof Neumann ausgestreut worden war. In all den schwierigen Anfangsjahren wurde Schwester Maria Aloisia immer wieder zur Priorin gewählt. Sie hielt den Schwesternkonvent durch ihr Vorbild zusammen. Besonders hoch angerechnet wurde ihr von den Mitschwestern ihre zarte Sorgfalt, jede üble Nach-

rede zu vermeiden und zu verhüten. Sie fand immer eine Entschuldigung für den Nächsten, einen Grund, ihn vielmehr zu bemitleiden als zu verurteilen. Dies sei eine wichtige Voraussetzung, um Menschen zu gewinnen, betonte sie, da schon Ignatius von Loyola in seinen *Vorbemerkungen zu den Exerzitien* schreibt: „Jeder gute Christ muss bereitwilliger sein, die Aussagen des Nächsten zu retten als sie zu verurteilen.“ Deshalb hatte sie den Karmel in diesem Geist geführt. Sie war eine Persönlichkeit, die das Miteinander der Schwestern im Innsbrucker Karmel heute noch prägt.

*Rudolf Grulich*

## Vor 75 Jahren glaubten Vertriebene noch an Rückkehr

**I**n diesem Jahr ist es 75 Jahre her, dass sowohl vertriebene Priester bei einer Tagung in Königstein als auch der Sozialdemokrat Wenzel Jaksch und andere sudetendeutsche Sozialdemokraten in London unabhängig voneinander dazu aufriefen, den deutschen Vertriebenen die Rückkehr in die Heimat zu ermöglichen. Aus heutiger Sicht scheint es naiv gewesen zu sein, damals noch auf positive Auswirkungen solcher Forderungen gehofft zu haben. Wir haben im zerfallenden Jugoslawien wieder erlebt, dass Vertreibung und ethnische Säuberung im Europa des 20. Jahrhunderts Mittel der Politik geblieben sind und jetzt sogar im 21. Jahrhundert geschieht dasselbe in der Ukraine. In diesem Zusammenhang wird oft vergessen, dass die umgesiedelten Südtiroler zurückkehren durften, nicht aber die Bewohner des Kanaltals, das 1919 von Kärnten an Italien abgetreten wurde.

Für die unmittelbare Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg können zahlreiche weitere Forderungen auf Rückkehr der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen angeführt werden. Im Hinblick auf die Geflüchteten und von den wilden Vertreibungen betroffenen Ostdeutschen schrieb schon am 8. Dezember 1945 der Bischof von Münster August Graf von Galen: „Wir wollen noch hoffen, dass die Rückkehr der Menschheit zur Gerechtigkeit und Nächstenliebe, den einzigen tragfesten Fundamenten eines geordneten Gemeinschaftslebens und eines dauerhaften Friedens, auch diese Frage einer gerechten Lösung zuführt, indem man jenen armen Menschen Schadenersatz und Rückkehr in die Heimat gewährt.“

Papst Pius XII. hatte schon in seiner Weihnachtsansprache 1942 betont, dass die Staaten verpflichtet seien „zur Wiedergutmachung und Widerruf von Maßnahmen, durch welche die Freiheit, das Eigentum, die Ehre, die Aufstiegsmöglichkeiten und die Gesundheit der einzelnen Menschen geschädigt wurden“. In seiner Ansprache an die Gesandten und Botschafter beim Vatikan sprach er am 25. Februar 1946 über Friedenssicherung und weist als Weg, „dass den Verbannten und Flüchtlingen die Rückkehr“ gestattet werde.

Am 1. März 1948 schreibt der Papst an die deutschen Bischöfe: „Ist es wirklichkeitsfremd, wenn Wir wünschen und hoffen, es mögen alle Beteiligten zu ruhiger Einsicht [kommen] und das Geschehene rückgängig machen, soweit es sich noch rückgängig machen läßt?“ Auch bei der Ankündigung des Heiligen Jahres 1950 betont das Oberhaupt aller Katholiken in seinem Schreiben *Lubilaeum maximum* vom 26. Mai 1949, er bete darum, „dass die Flüchtlinge, Gefangenen und die von ihrer Heimat Ferngehaltenen bald in ihr so liebes Vaterland zurückkehren können“.

Im März 1947 fand in Königstein die erste Tagung vertriebener ostdeutscher Priester statt, die als „offizielle Vertreter von 2300 heimatvertriebenen römisch-katholischen Priestern aus Ostdeutschland, dem Sudetenland und dem Südosten“ in dem 1946 entstandenen „Vaterhaus der Vertriebenen“ die pastorale Situation angesichts der Vertreibung analysierten.

In einer gemeinsamen Erklärung erbat den „sie von den maßgebenden Autoritäten für sich und die von ihnen betreuten, aus der angestammten Heimat vertriebenen Deutschen im Namen der Gerechtigkeit, der Religion und der Humanität, die Rückgabe der jahrhundertealten Heimat und die Sicherung von Religionsfreiheit, Muttersprache und eines menschenwürdigen Lebens daselbst“. Sie beriefen sich dabei auf das gottgegebene Naturrecht, auf das christliche Sittengesetz, aber auch nur „auf die Menschlichkeit, da durch das, was humane Aussiedlung genannt wurde, die natürlichen Lebensgemeinschaften der Familie, der Nachbarschaft und des Berufes grausam zerrissen, die Vertriebenen in unvorstellbares Elend gestürzt wurden und sie in dem so weitgehend zerstörten Restdeutschland aus Mangel an Wohnungen, Arbeitsmöglichkeit und Nahrung, nicht menschenwürdig leben können und der Verzweiflung und der Anarchie in die Arme getrieben werden“.

Die Priester griffen Worte des Papstes aus seiner Weihnachtssprache 1946 auf, wenn sie sich auch „auf die unverlierbaren Menschenrechte berufen, die auch einem besiegten Volke noch zukommen“.

Leider hatte der Papst auch Bischöfe und Priester, die mehr politische Kommissare als Seelenhirten waren. In Polen war es Kardinal Augustyn Hlond, der gegen den Willen des Papstes sehr aktiv dabei mithalf, die deutschen Ostgebiete (von Deutschen) zu säubern und die kirchlichen Strukturen zu polonisieren. Und Eduard Beneš hatte in seiner nicht demokratisch gewählten Londoner Exilregierung einen katholischen Priester als Ministerpräsidenten, Msgr. Jan Šramek, einen Professor für Moralthologie am Brünnener Priesterseminar und heute in Tschechien wieder posthum gelobter Politiker und Vertreter der christlichen Soziallehre. Auf ihn beriefen sich 1946 Autoren wie Karel Horalik in der Zeitung der tschechischen Christdemokraten, wenn er unter dem Titel *Odsun Němců a křestanská moralka (Der Abschub der Deutschen und die christliche Moral)* beklagt, dass in „internationalen katholischen Kreisen kein genügendes Verständnis über den Abschub der Deutschen aus den Gebieten unseres Staates herrscht“.

Horalik wirft dann den Sudetendeutschen vor, zu 98 Prozent hinter den Nazis gestanden und sich durch Hochverrat schuldig gemacht zu haben. Nach haarsträubenden Kollektivschuld-Vorwürfen schließt Horalik: „Wenn wir die historische Gelegenheit benutzen und uns unserer verräterischen Mitbürger entledigen, so tun wir das keineswegs aus Hass und Rachsucht, sondern in dem Bewusstsein wahrer Gerechtigkeit und völliger moralischer Berechtigung zu dieser Handlung... Der Abschub der Deutschen aus dem Gebiete unseres Staates war bei der Regierung im Ausland vorbereitet, an deren Spitze Msgr. Dr. Jan Šramek stand. Er hätte sicher dieser Regelung nicht zustimmen können, wenn sie widerrechtlich gewesen wäre und den Normen der christlichen Sittlichkeit widersprochen hätte...“

Daher erklären die tschechoslowakischen Katholiken jede andere Anschauung betreffs des Abschubs der Deutschen, soweit es um die kollektiv gerechte Strafe für ein kollektives Vorgehen geht, als feindlich, da eine andere Anschauung unserem Staate keine gerechte Beurteilung wünscht. Der Abschub der Deutschen, seine Begründung und seine Durchführung tragen den strengen Stempel internationalen Rechtes, welches in nichts die Norm der christlichen Sittenlehre verletzt.“

Wenzel Jaksch forderte noch von seinem Exil in London aus mit führenden sudetendeutschen Sozialdemokraten in einer Petition an die Unterzeichner-Mächte des Potsdamer Übereinkommens und den Generalsekretär der Vereinten Nationen „die Sache eines zentraleuropäischen Volkes zu prüfen, das mehr als drei Millionen Einwohner zählt, und das seit 1938 dreimal schon das Objekt willkürlicher Entscheidungen war“. Die außer von Wenzel Jaksch auch von Eugen de Witte, Franz Katz und Robert Wiener auf den 1. März 1947 datierte und in London unterzeichnete Petition erschien im August desselben Jahres unter dem Titel *Wir heischen Gehör. Ein wichtiges historisches Dokument für die Wiedergutmachung der völkerrechtswidrigen Ausweisungen* im Verlag *Das Volk* in München mit einer Einleitung von Richard Reitzner. Dieser Mitstreiter von Wenzel Jaksch gehörte wie die Unterzeichner der Petition während des Krieges in London der „Exekutive der sudetendeutschen Sozialdemokraten im Ausland“ an und war derjenige, der 1950 am 4. August, einen Tag vor der Unterzeichnung der Charta der Vertriebenen, für die sudetendeutschen Sozialdemokraten und die Seligergemeinde das Wiesbadener Abkommen mit General Lev Prchala unterschrieb.

Reitzner betont das „Recht der Entrechteten“ und ist sich bewusst, dass die Überreichung der Petition „zunächst nur einen Akt von symbolhafter Bedeutung darstellte“. Er weiß, dass zwischen der Anmeldung des verletzten Rechts und der Wiederherstellung des Rechts meist ein langer Weg ist. Aber die Unterzeichner der Petition sagten sich, dass das verletzte Recht zunächst eingefordert werden muss, um überhaupt gehört zu werden. Reitzner würdigt, dass die Politik der sudetendeutschen Sozialdemokraten in der Emigration „untrennbar mit dem Namen und der moralischen Führung von Wenzel Jaksch verbunden“ ist, der das geistige Zentrum der gesamten Sudeten-Emigration bildete und nach dem Krieg den Kampf für Heimat und Gerechtigkeit weiterführte.

Die Petition stellt fest, dass die Unterzeichneten „frei gewählte Vertreter der sozialdemokratischen Sudeten-Arbeiter im letzten Vorkriegs-Parlament der Tschechoslowakei“ waren: „Aus dieser Vergangenheit sollten wir wohl das Recht ableiten dürfen, als Sprecher des Sudetenvolkes bei der Friedensregelung gehört zu werden“.

In einem geschichtlichen Hintergrund werden dann die bedeutendsten historischen Tatsachen skizziert, „da die Sudeten-Streitfrage durch verschiedenartige Auslegungen der zentraleuropäischen

Geschichte verdunkelt wurde“. Kurz und prägnant werden Fakten gebracht, dass die Sudetendeutschen nicht im Gefolge Hitlers, sondern bereits über 700 Jahre früher nach Böhmen und Mähren kamen und auch nicht „als Eindringlinge oder Eroberer in die böhmischen Länder. Unsere Vorfahren folgten der Einladung der Przemysliden-Könige von Böhmen im 12. und 13. Jahrhundert“. Detailliert wird dann die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg vorgestellt und die Vor-Münchner Entwicklungen. Mit einem Blick auf Österreich wird gezeigt, dass mit 20 000 sudetendeutschen Opfern in den Kerkern und Konzentrationslagern Hitlers die sudetendeutschen Opfer „nicht geringer waren als jene der österreichischen Demokratie“ und deshalb einen „Anspruch auf eine Revision der Volksabschiebungsklausel im Potsdamer Übereinkommen“ begründen.

Die Petition hebt dann hervor, dass in Potsdam die Eigentumsrechte der Umzusiedelnden nicht einmal nur erwähnt wurden und dass daher diese Rechte weiter in Kraft seien, weshalb sie auf die Einholung einer Entscheidung des Internationalen Gerichtshofes hinweisen. Sie gehen von viertausend Millionen Dollar an Wiedererstattungsanspruch der Sudetendeutschen aus. Da die Entscheidung der Ausweisung der Bevölkerung des Sudetenlandes von einem internationalem Forum, nämlich von den drei in Potsdam vertretenen Mächten getroffen wurde, gehen Wenzel Jaksch und die Mitunterzeichner davon aus, dass eine Frage von solcher Bedeutung nicht einfach der nationalen Gesetzgebung des tschechoslowakischen Staates zur Beantwortung überlassen bleiben kann. Sie weisen weiter nach, dass Dekrete des Präsidenten Beneš im Widerspruch mit dem Geist und Wortlaut der tschechoslowakischen Verfassung stehen.

In einem weiteren Kapitel analysieren sie die sittliche Frage der Vertreibung und ihre Auswirkung auf die moralische Grundlage der Vereinten Nationen.

Welcher deutsche Politiker hat heute noch den Mut, – und wer könnte es sich im Zeitalter der political correctness erlauben – darauf hinzuweisen, dass die „meisten aller bekannten teuflischen Praktiken der hitlerischen Konzentrationslager, einschließlich der körperlichen Torturen, des Prügelns von Frauen, des vorsätzlichen Verhungernlassens, der Verweigerung ärztlichen Beistandes und dgl. m., in den Konzentrationslagern der Tschechoslowakei üblich waren.“ Die Petition stellt klar fest, dass die tschechoslowakischen Behörden Methoden rassistischer Verfolgung mit denselben Beschränkungen anwandten,

die Hitler den Juden auferlegte. „Die Geschichte kennt nichts, was ihm gleichzusetzen wäre, ausgenommen vielleicht die Tatsache, dass man weder einen Aufschrei der Völker anderer Nationen gegen diese Gräßlichkeit hört, noch irgendeine Aktion jener Regierungen merkt, die dazu die Macht hätten.“ Sogar die Feststellung des Potsdamer Übereinkommens, dass die Umsiedlung „in ordentlicher und menschlicher Weise durchgeführt werden“ sollte, sei durch unzählige Gegenbeweise widerlegt. Man habe die Menschen „einfach wie wilde Tiere zusammengetrieben und herdenweise in Konzentrationslager geworfen.“

Noch heute sind die von den Unterzeichnern angeführten Zitate von unparteiischen Beobachtern zur Deportationspolitik lesenswert, wenn etwa Bischof Alois Münch, der spätere erste Nuntius in Deutschland, im November 1946 von der Vertreibung als „dem größten Verbrechen dieses Zeitalters“ schrieb.

*Rudolf Grulich*

## Tag der offenen Tür

Im Neuen Jahr haben wir vor, endlich wieder Tage der offenen Tür anzubieten, vorausgesetzt, dass die Coronazahlen weiter zurückgehen werden. Unser neugewählter Vorsitzender, Herr Pachl, hat sich bereiterklärt, wieder als Referent zu kommen und auch ihm bekannte Referenten einzuladen. Den nächsten Termin werden wir Ihnen schriftlich mitteilen, wenn wir Sie im Januar anschreiben und Ihnen die Spendenbescheinigungen für das Jahr 2022 zuschicken.

Die Thematik der Vorträge wird sich sicher an die bisherige Auswahl anlehnen, nämlich Geschichte und Kultur der böhmischen Länder und weil diese durch Jahrhunderte zum Haus Habsburg gehörten, werden wir auch die Länder Österreichs und Ungarns behandeln. Da alle diese Länder einschließlich der Ukraine Krieg, Flucht und Vertreibung erlebt haben und noch erleben, werden wir die Themen Menschenrechte, Integration und Völkerrechte in den Mittelpunkt stellen.

Wir bitten auch Sie uns mögliche Themen zu nennen und freuen uns auf ein Wiedersehen.

Ihr

*Rudolf Grulich*

# Unser Bücherangebot

Arnold Spruck, „**Wurzeln und Wege. Eine Geschichte der Katholiken in und um Nidda**“. 533 Seiten, EUR 16,80.

Michael Popović, Ivan Pfeifer (Hrsg.). **Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben**. 336 Seiten, EUR 16,80.

Helmut Gehrman, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948**, (= Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Band XVII.) 528 Seiten, EUR 29,80.

## **Zur Seligsprechung von P. Engelmar Unzeitig:**

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel**. 279 Seiten, EUR 10,00.

**Nidda-New York-Eger**. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers, und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

**Böhmisch-mährische Medaillons. Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich**, Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas**. 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland**. 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen**. 287 Seiten, EUR 14,80.

## **Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:**

*Band 3: Hermann Heinisch, „Dort auch bist ja Du mir nahe“. Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.*

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken**. 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“**. Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung des „Ackermann und der Tod“ und dem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. 112 Seiten, EUR 7,80.

Band 6: Patrick Strosche, **„Wohin soll ich mich wenden?“ Das Ringen um die Aufnahme ostdeutscher Kirchenlieder in das Gesangbuch des Bistums Mainz**, 2017. 192 Seiten, EUR 9,80.